

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Samstag, 3. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(8. Fortsetzung.)

„Vor einer halben Stunde eingetroffen!“
„Das klappt ja ausgezeichnet!“ lachte Hesselkamp und warf dem Kapitän einen triumphierenden Blick zu. Dann öffnete er den Verschluß des Umschlages.

Vier Blätter fielen ihm in die Hand. Er prüfte sie flüchtig.

Zufrieden lächelnd hielt er sie dem Kapitän hin: „Die Bildtelegraphie ist doch eine vorzügliche Einrichtung. Die Photographie des Walter Kersten ist ganz deutlich zu erkennen! Es ist unser Mann da unten in der Kabine! Und die Wiedergabe des Fingerabdrucks ist auch sehr klar. Damit hätten wir ihn ja wohl fest! — Das hier ist der Haftbefehl und das hier — — warten Sie mal —“ Hastig las er — Nummernverzeichnis der durch Walter Kersten aus dem Bankhaus Pender, Hamburg, geraubten Banknoten! — Na schön, darüber wird sich vermutlich dieser Gregor Senius freuen! — So, und nun wollen wir mal sehen, was unser Freund zu diesen Papierchen sagen wird!“ —

Hastig stiegen sie wieder an Deck.

In dem Gang patrouillierte der Steward gewissenhaft vor der Kabinentür auf und ab.

„Alles in Ordnung?“ fragte Hesselkamp.

„Jawohl!“

„Gut! — Sie können dann gehen! — Das heißt, beordern Sie mal ein paar kräftige Matrosen hierher und lassen Sie unten die Zelle in Ordnung bringen! Sie wird einen Gast bekommen — wohl den ersten seit den vielen Reisen der „Atlanta“!“

Als der Steward gegangen war, nahm er den Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß der Kabinentür. „Vorsichtig, Kapitän!“ mahnte er.

Dann slog die Tür auf. Hesselkamp blickte in die Kabine.

In dem Sessel saß ein hagerer, älterer Herr, der so gar keine Ähnlichkeit mit dem gesuchten Walter Kersten hatte.

Bei dem Geräusch der sich öffnenden Tür blickte er befremdet auf: „Pardon, meine Herren, wollen Sie mir nicht erklären, was das zu bedeuten hat? — Ich bin der Ingenieur William Knight“

Ein Ausschrei Hesselkamps unterbrach ihn — — —

7.

„Wer sind Sie?“

Der Detektiv stürzte in die Kabine und auf den sonderbaren Unbekannten zu. „Wer sind Sie?“

Der Andere erhob sich langsam: „Ich sagte es Ihnen doch bereits! — Ich bin der Ingenieur William Knight. —!“

Hesselkamp stieß ein gereiztes Lachen hervor: „Ich gebe zu, daß ihre neue Maske verblüffend ist, Walter Kersten, aber wenn Sie hoffen, daß ich auf Ihren Trick hereins falle, dann haben Sie sich geirrt!“

Dann wandte er sich hastig an den Kapitän, der im Rahmen der Tür stehen geblieben war. „Bitte, kommen Sie her und schließen Sie die Tür! — Ich will dieser albernen Komödie ein schnelles Ende machen.“

Siemssen gehorchte mechanisch. In diesem Augenblick trat der Unbekannte auf ihn zu: „Sie sind vermut-

lich der Kapitän dieses Schiffes —? Ich möchte Sie um eine Auskunft ersuchen —“

„Verzeihung —!“ unterbrach ihn der Andere höflich: „Eine Frage werden Sie mir schon gestatten müssen —“

„Bitte —“ Der Detektiv zuckte die Achseln und musterte ihn aufdringlich von der Seite.

„Sagen Sie mir bitte, Herr Kapitän, ob ich mich tatsächlich an Bord der „Atlanta“ befinde, die auf der Fahrt von Hamburg nach New York unterwegs ist?“

Siemssen machte ein Gesicht, als fürchte er, mit einem Trübsinnigen zu sprechen. „Allerdings —“ gab er zögernd zu.

Der Andere nickte dankend. Dann drehte er sich zu Hesselkamp um: „So — jetzt bin ich beruhigt! — Wenn Sie nun Ihre Fragen an mich richten wollen, bin ich nicht abgeneigt, Ihnen Rede und Antwort zu stehen!“

Der Detektiv ließ sich seine Verblüffung über dieses Betragen nicht anmerken.

„Also Sie leugnen nach wie vor, der stechbrieflich gesuchte Bankräuber Walter Kersten zu sein?“

Ein fröhliches Lachen war die Antwort.

„Bitte — ja oder nein?“ fuhr Hesselkamp auf.

„Stechbrieflich gesuchter Bankräuber? — Nun, sehr schmeichelhaft ist das ja für mich gerade nicht“

„Bitte — Ihre Antwort!“

„Ich höre den Namen, den Sie da nannten, zum ersten Male!“

„Und — Sie behaupten, daß Sie wer sind?“

Der Andere verneigte sich ironisch: „Meinetwegen auch zum dritten Mal! Ich bin der Ingenieur William Knight — und wenn Sie“

„Schön!“ unterbrach ihn Hesselkamp. „Ich werde Ihnen das Gegenteil nachweisen!“

Inzwischen hatte sich Kapitän Siemssen an ihn herangedrängt und flüsterte ihm jetzt hastig zu: „Hören Sie, Hesselkamp, das ist doch im Leben nicht der Mann, den wir vorhin hier in der Kabine einschlossen —!“

„Sie lassen sich da durch eine raffinierte Maskerade täuschen, Kapitän! — Aber ich habe die Mittel in der Tasche, dem Burschen das Handwerk zu legen! — Bitte, wollen Sie hier an den Tisch treten!“ wandte er sich dann zu dem angeblichen Ingenieur hin.

„Bitte sehr! — Und sonst noch —?“

Hesselkamp hatte seinen Füllfederhalter und ein Notizbuch aus der Tasche gezogen. Jetzt ließ er ein paar Tintentropfen auf ein hastig aus dem Buch gerissenes Blatt Papier fallen und verrieb sie vorsichtig zu einer dünnen Farbschicht.

„Wollen Sie bitte hiermit Ihre Fingerspitzen einfärben!“

Knight stutzte unwillkürlich. „Und — der Zweck dieser Prozedur?“

„Ich wünsche einen Fingerabdruck von Ihnen zu haben!“

Der Andere lachte: „Ach so — wenn es weiter nichts ist!“ Immer noch lachend besenktete er seine Fingerspitzen mit der Tinte und drückte sie dann auf ein anderes Blatt Papier, das der Detektiv, der keine seiner Bewegungen außer acht gelassen hatte, ihm hinhielt.

„So! — Sind Sie nun zufrieden?“ Seine ganze

Art drückte eine sonderbar spöttische Überlegenheit aus. Das Lächeln um seine Lippen schien wie festgefroren.

Hessentamp antwortete nicht. Hastig zog er das Bildtelegramm aus der Tasche und faltete es auseinander.

Siemssen war schon neben ihn getreten und blickte neugierig über seine Schulter. Ganz deutlich konnte man auf dem Bildtelegramm die Fingerabdrücke Walter Kerstens erkennen. Aber auch die des Ingenieurs waren klar zu erkennen. Hessentamp verglich sie miteinander, aber schon nach dem ersten Blick stieß er einen ärgerlichen Ruf aus.

Der Kapitän nickt, als ob er das vorausgesehen habe.

„Es besteht auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen diesen Fingerabdrücken.“

„Das sehe ich selbst!“ knurrte der Detektiv gereizt. Dann knüllte er das Papier, auf dem sich die Finger Spuren des Ingenieurs befanden, zusammen und schleuderte es in einen Winkel: „Daraus soll der Teufel klug werden!“

Siemssen zuckte die Achseln. „Und — was soll nun werden?“ Mißtrauisch betrachtete er Knight, der sich wieder in seinen Sessel geworfen hatte und diesen ganzen Auftritt lächelnd beobachtete. Jetzt griff er nachlässig in die Tasche seines eleganten Sportanzugs, brachte seine Pfeife und einen Beutel amerikanischen Tabaks zum Vorschein. Mit betonter Ruhe und Selbstsicherheit stopfte er die Pfeife, schob sie zwischen die Zähne und entzündete sie. Es lag fast eine gewisse Herausforderung in der Art, in der er den Rauch über die Köpfe der beiden anderen hinwegblies.

Hessentamp hatte sich endlich wieder einigermaßen gefaßt. Hastig deutete er auf einen leeren Stuhl: „Nehmen Sie Platz, Herr Kapitän! — Ich fürchte, eine längere Auseinandersetzung wird sich nicht vermeiden lassen!“

„Das fürchte ich auch!“ bestätigte lächelnd der Ingenieur.

Der Detektiv überhörte diesen Einwurf, wartete, bis Siemssen sich gesetzt hatte und nahm dann selbst Knight gegenüber Platz. Eine erregte Feindseligkeit prägte sich in seinen Zügen aus.

„Sie sind also nicht — Walter Kersten —“

Knight stieß ein kurzes, trockenes Lachen hervor: „Ah — da erzählen Sie mir aber eine ganz große Neuigkeit!“

Hessentamp schien aufbegehren zu wollen, dann aber zwang er sich zu einer unnatürlichen Ruhe und beschränkte sich auf die Frage: „Dann sagen Sie mir bitte, wer Sie nun eigentlich sind!“

„Wer ich bin?“ wiederholte der andere mit gutmütigem Erstaunen. „Aber ich hatte bereits die Ehre, Ihnen meinen Namen zu nennen! — Ich bin William Knight.“

„Das ist doch, um . . .“ Der Detektiv schlug mit der Faust auf den Tisch. „Sie können nicht William Knight sein! — Denn wenn Sie es wären, dann müßten Sie Walter Kersten sein!“

Der Ingenieur schüttelte den Kopf: „Hören Sie, mein Herr, wenn mir hier nicht der Kapitän der „Atlanta“ gegenüberläge — und ihn wenigstens erkenne ich an seiner Uniform — dann müßte ich denken, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun hätte!“

Hessentamp biß sich auf die Lippen. „Das ist auch wirklich, um an seinem Verstand zu zweifeln!“ stöhnte er.

Siemssen saß in seinem Stuhl, und seinem Gesichtsausdruck konnte man es anmerken, daß auch er sich nicht mehr zurecht fand.

Nach einer kurzen Pause, während der Hessentamp in der Kabine auf und ab gegangen war, setzte er sich wieder dem Anderen gegenüber.

„So kommen wir nicht weiter! Ich habe keine Lust, mich noch länger zum Narren halten zu lassen! — Also bitte, haben Sie die . . . Freundlichkeit, die Fragen, die ich Ihnen jetzt stellen werde, wahrheitsgemäß zu beantworten!“

„Aber gerne werde ich das tun!“ versicherte Knight höflich.

„Wie sind Sie in diese Kabine gekommen?“

„Komische Frage! — Durch die Tür natürlich!“

„Und daß die Tür abgeschlossen war, — und daß ein Steward vor ihr auf und ab patrouillierte, der strengen Befehl hatte, niemanden hinein oder hinaus zu lassen — wie erklären Sie das?“

Keine Antwort.

„Bitte — wie wollen Sie das erklären?“ wiederholte der Detektiv.

Knight schien zu überlegen, jedenfalls starrte er schweigend auf die Spitzen seiner altmodischen Zugstiefel, die so gar nicht zu seinem sonst recht modernen Anzug paßten.

„Bitte —!“ In Hessentamps Stimme lag etwas Drohendes.

„Um Ihnen diese Frage beantworten zu können, muß ich leider erst eine Gegenfrage stellen.“

Und auf den erstaunt fragenden Blick des Detektivs: „Wie lange ist es her, daß die „Atlanta“ den Hafen von Hamburg verlassen hat?“

„Wie lange das her ist . . .?“ Kapitän Siemssen schien völlig perplex.

„Ja! — Bitte, beantworten Sie mir doch diese Frage!“

„Vor drei Tagen . . .“ machte der Andere zögernd.

Danke —!“ Jetzt wandte sich Knight wieder zu Hessentamp: „Und — stand Ihr Steward bereits vor drei Tagen als Wächter vor dieser Kabinentür?“

Der Detektiv fuhr auf: „Wollen Sie damit etwa sagen, daß . . .“

„. . . daß ich vor drei Tagen diese Kabine betreten habe und sie inzwischen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr verlassen habe! — Ja, das will ich sagen!“

„Da hört sich doch alles auf!“ Hessentamp leuchtete vor unterdrückter Erregung. „Sagen Sie mir, mein lieber Herr . . . Knight, — wie lange wollen Sie uns noch zum Besten haben und solche Märchen erzählen?“

„Märchen?“ Der Andere zuckte in ewig gleichbleibender Höflichkeit die Achseln: „Es tut mir leid, daß Sie meinen Erklärungen so wenig Glauben schenken!“

„Erklärungen nennen Sie das?“ warf der Detektiv wütend ein.

Knight lehnte sich in seinen Sessel zurück und schien sich ganz dem Genuß seiner Pfeife hingeben zu wollen. Mit einem mißbilligenden Blick auf sein erregtes Gegenüber bemerkte er: „Wenn Sie mich nicht zu Worte kommen lassen, ist es mir beim besten Willen unmöglich, Ihnen die Aufklärungen zu geben, die Sie mit Recht von mir erwarten. Ich schlage Ihnen daher vor, mich in Ruhe berichten zu lassen, was ich weiß!“

Hessentamp nickte nur mit einem höhnischen Auf-lachen, während Siemssen ein mißvergnühtes und nicht recht vertrauensvolles: „Wird auch die höchste Zeit!“ vor sich hinstarrte.

„Um mit dem Anfang zu beginnen, meine Herren — ich bin tatsächlich, obwohl Sie es mir nicht recht glauben zu wollen scheinen, der englische Ingenieur William Knight! — Aus Geschäftsgründen wollte ich mich von Hamburg, wo ich mich gerade aufhielt, nach New York begeben und hatte mir zu diesem Zweck eine Karte für Ihre „Atlanta“ gelöst. — Bis dahin ist noch nichts Merkwürdiges, nicht wahr? — Aber was nun geschieht, wird Ihnen eine verdammt Ruß zu knaden geben! — Ich kam erst wenige Minuten vor Abgang des Dampfers an Bord. Ein kleiner, geschäftlicher Zwischenfall hatte mich aufgehalten. — Sogleich begab ich mich in meine Kabine — Nr. 98. Als ich eintrat, sah ich einen mir fremden Herrn, der sich mit einer äußerst höflichen Verbeugung erhob und auf mich zukam. — Und was nun geschah, war eigentlich weniger höflich. Irgendeine süßliche Feuchtigkeit spritzte er mir in das Gesicht. — Chloroform oder ähnliches Teufelszeug. Was seit diesem Augenblick geschehen ist, weiß ich allerdings nicht mehr. Ich erwachte wieder durch das Geräusch der sich öffnenden Tür, — und gleich darauf traten Sie ein. — So, das wäre wohl alles!“

(Fortsetzung folgt.)

Gold, das niemand stehlen will.

Geschichten um die Goldverschiffung. — Internationaler Goldfälscher-Ring und Staatsbanken. — Käufer und Zöllner bearbeiten das Gold. — Schnupftücher aus Goldbeuteln.

Von Karl Busse-Hellwig.

„Gold“ ist das Thema, das heute im Mittelpunkt zahlreicher Erörterungen steht. Frankreich und noch mehr die Vereinigten Staaten haben den Goldvorrat der Erde in mächtigem Strome an sich gezogen. In ganz besonders starkem Maße geriet dadurch — neben den hohen englischen Abwanderungen — das Gold der Deutschen Reichsbank in Bewegung. Zu Schiff und sogar durch die Luft verließ es in beträchtlichen Mengen die geräumigen Keller an der Spree. Wir verschicken es als Barren in Kisten zum Werte von je hunderttausend M.

Dabei geht es in Deutschland ganz unromantisch zu. Die Reichsbank schafft die Goldsendungen, zuweilen auch unter Aufgebot von überwachender Schutzpolizei unmittelbar ins Schiff. Dann aber geht von ihr die Sorge für die verschifften Werte auf eine Versicherungsgesellschaft über. Frankreich versichert aus anscheinend riesenhafter Angst vor Dieben mit viel größerer Umständlichkeit. Während man in Deutschland die Goldsendungen gelegentlich scharf überwachen läßt, weil es immerhin Unterweltler geben kann, die nicht wissen, wie schwer, wie nahezu unmöglich es ist, eine größere Goldsendung zu rauben, benutzt Frankreich anstatt unserer plombierten Eichenholzkisten fest vernietete Stahlkisten. Diese erhalten dann noch drei Mann als Begleitung, die einen unausgesetzten Überwachungsdienst ausüben müssen. Diese Nacht-Stundenschicht-Schutzwächter haben es immerhin noch weit besser als ihre südamerikanischen Kollegen. Für die sehr weite Reise nach New York entsenden die südamerikanischen Staaten einen höheren Beamten mit dem verschifften Gold. Einer von diesen scheint ein ganz besonders nervöser Herr gewesen zu sein. Als sein Schiff in Quarantäne gebracht werden mußte, schloß er sich in den Fuß, um nicht in die Versuchung zu kommen, seine Pflicht zu vergessen und einfach davon zulaufen.

Seltenerweise ist man in den Vereinigten Staaten trotz der dortigen unheimlichen Macht der Unterwelt bei den Goldtransporten von keiner größeren Sorge befeelt als wir in Deutschland. Es ist selbst in New York nicht üblich, die Goldbewegung durch Panzerautos auszuführen. Die benutzt man allenfalls noch für gemünztes Gold, ganz sicher aber für Papiergeld. Ebenso wie wir, sagen sich auch die Amerikaner, daß sich ein großzügiger Angriff auf Goldtransporte wenig lohnt, weil die Goldbeute wegen ihres bedeutenden Gewichtes nicht so einfach in Sicherheit gebracht werden könnte.

Die Verbrecher gehen denn auch ganz andere Wege als den Überfall, um aus den Goldsendungen Nutzen zu ziehen. Die erste Aufmerksamkeit für die Goldverschiffungen bekunden in den Vereinigten Staaten sonderbarerweise die Zöllner. Natürlich gibt es keinen Einfuhrzoll auf Barrengold und gemünztes Gold. Aber erfahrungsgemäß werden gerade Goldsendungen sehr eifrig zum Schmuggel von Juwelen und wertvollen Chemikalien benutzt. Die Zöllner untersuchen nun nicht jede Goldkiste, sondern sie öffnen etwa jede zehnte und stellen den Inhalt genau fest. Entdecken sie dabei nichts, dann geht die Sendung als richtig geprüft durch, und dann erst kommen die Beamten der gewaltigsten Goldzentrale des Planeten an sie heran. Während sämtliche Staatsbanken das Gold in Kisten verpacken, steckt es Amerika in Fässer. Es gibt sogar eine Goldküfererei der Vereinigten Staaten. Die Fässer enthalten in sieben Barren einen Wert von rund 200 000 M. Das verschiffte Gold wird von Deutschland und den meisten anderen Staaten in Leinenbeuteln in die Kisten gelegt. Amerika bewahrt es ohne Hüllen auf, und es geht die Rede, daß sich die Beamten der Federal-Reserve-Bank aus den Beuteln, die von vielen Staaten in bestem und schwerstem Leinen geliefert werden, Anzugstaschen und Schnupftücher machen lassen.

Nach dem Eintreffen der Goldsendungen können die absendenden Banken nicht gleich den vollen Wert in Devisen für ihre Finanzoperationen in Anspruch nehmen, sondern müssen sich mit 90 Prozent begnügen. Staaten wie Deutschland und England dürfen nach den ersten Stichproben des Golduntersuchungsamtes der Vereinigten Staaten aber gleich 95 bis 98 Prozent, den höchsten Satz, den die Goldprüfstelle sofort von sich aus als angemessen bezeichnen kann, bankmäßig auswerten. Der Restbetrag steht erst zur vollen Verfügung wenn die Golduntersuchung anstandslos verläuft.

Sie ist durchaus keine überflüssige und entbehrliche Formalität; denn auch hier gibt es vor der Unterwelt auf der Hut sein. Die Goldsendungen der Staatsbanken enthalten oftmals gefälschtes Gold in Münzen und Barren, von dem die versendenden Banken keine Ahnung haben. Genauere Auskünfte darüber könnte allerdings der internationale

Goldfälscher-Ring erteilen. Der aber hüllt seine Tätigkeit am liebsten in tiefstes Dunkel. Die Kriminalisten, die man über ihn befragt, werden entweder einsilbig oder ungemütlich. Der Goldfälscher-Ring versteht die Beschaffung von sehr erheblichen Goldmengen. Sie werden von ihm sachgemäß in Münzen und Barren mit „echten“ Stempeln verarbeitet. Die dann in Umlauf kommenden Erzeugnisse des Ringes haben das richtige Gewicht. Sie bestehen ferner ebenso wenig wie das Gold der Staatsmünzen aus reinem Metall. Nur gehen die Legierungssätze doch recht erheblich über die 84 Tausendstel der Staatsmünzen hinaus. Dem wendet die Kriminalpolizei wohl ihre Aufmerksamkeit zu, kann den Ring aber nicht zum Erliegen bringen.

Amerika besitzt im übrigen wohl den größten Goldhort, aber nicht den größten Goldmarkt. Der ist und bleibt London, so lange das Britische Weltreich wenigstens noch lose zusammenhängt. Das ganze Gold Südafrikas, ein großer Teil der indischen Forderung und das gesamte Gold Australiens kommen auf den Londoner Markt. Dort hat die Bank von England das Vorkaufsrecht. Was sie nicht behalten will, kann von anderen Goldkäufern erworben werden. Oft mischt sich Frankreich ein. Aber auch Deutschland beschafft sich bedeutende Goldmassen in London. Wenn England dennoch den Goldstandard für seine Währung nicht aufrechterhalten konnte, so beweist diese Tatsache hinreichend, daß „Gold allein nicht glücklich macht“, sondern erst durch gesunde Wirtschaftsmagnahmen einen inneren Wert erhalten kann.

Bachhaus in Eisenach.

Von Ludwig Bäde.

Weht nicht sein Atem dich an, wenn du nur die Messingrinne niederdrückst?

Ein alter, sauber gefegter Flur, hinten ein kleines Fenster, durch das kringelnd das Licht rinnt. Ein brauner Flurstrahl, Güte und Mäßen darin aufzubewahren, auch wohl gebleichtes Linnen, von getrocknetem Waldmeister und Lavendel umduftet. Dann der Hausgarten mit Gurken, Kohl, Ringe, Dill, Kümmel, Majoran, mit wucherndem Wein, rankenden Rosen, mit Lerchöfen, Asten und tränenden Herzen, Feuerlilien und äppiger Brunnenkresse. Schwalben schrillen, nebenan glättet ein Korbmacher seine Weidenstränge, in der Ferne schlägt irgendwo eine Glode an. Die winklige Treppe hinauf, in halber Höhe ein Bild in die Küche mit gemauertem Herd, mit Töpfen und Schüsseln, oben ein Gang, an den Wänden alte Stiche, die Wohnstube, der Platz der Hausfrau, das Spinnrad, ein geräumiger Ofen, der die Wärme der Buchenklöben lange bewahrt. Daneben der Schlafraum mit behaglich-breitem Bett, die Wiege zur Seite, ein Andachtsbuch vor dem Fenster. Und weiter das Musikzimmer mit Hausorgel und verschollenen Instrumenten — wie warm, wie traulich ist das alles! Hier hat der junge Sebastian gespielt, mit tastenden Fingern das Klavierzimbäl berührt, voll Andacht zugehört, wenn der Vater seine Choräle spielte. Unten häuften sich der Schnee, oder der Lindenschnee wehte, im Garten schlugen die Ameln, und über die braunen, verwitterten Schindeldächer schob sich die Burg Luthers und der heiligen Elisabeth. Stille und Sage raunten, die Musik wuchs aus träumendem Klang und tröstender Ruhe langsam in tiefer tragende Bedeutung, Bass- und Violinschlüssel, dreigestrichenes C und Farnate erhielten Sinn, das Thema der Fuge wuchs zu einem Kämpfer heran, der, oft gebückt und zur Seite gedrängt, immer von neuem aufsteht und das Feld behält.

Freilich wurde das alles hier zusammengetragen. Aber es ist doch die Zeit darin, und es sind die alten Räume, dieselben Fensterlücken, die gleichen Wände und Dielen wie damals. Und es blieb dasselbe Licht, dieselbe Sonne, der gleiche Vogelschall und Blumenruch, dasselbe Gelächern der Treppe und das behagliche Schnurren der weißen Hauslage. Es ist die eingeschachtelte und doch weite Welt um Siebzehnhundert.

Unten hat man eine köstliche Sammlung von Instrumenten dieser Zeit an einander gefügt. Da stehen, hängen und liegen Violinen, Violen, Gamben, Celli, Bratschen, Gitarren, Lauten, Mandolinen, Zithern, Harfen, Theorben, da gibt es Posaunen, Olfanten, Jagdhörner, Flöten, Blockflöten, Schalmeien, Jagotts, Hoboen, Klarinetten, Dudelsäcke, da klingen Standuhren, Klyphon und Glasharmonika, und der Wind aus den offenen Fenstern läuft über die dünnen Drähte der Spinnetten und fängt sich in den knirschenden, schnaubenden Blasebälgen der Orgeln. Es ist, als ob Geister sprächen, und du bist froh, wenn der Führer mit seiner so gar nicht eingelernten Erklärung beginnt.

Und doch bröht und jubelt, lobpreist und beneidet dahinter der himmlische Hymnus der Messen und Oratorien, der Choräle und Motetten, der Fugen und Lieder, der Klavier- und Instrumentalmusiken, und der größte Musiker Gottes neigt sein Haupt aus Wolken von Puderstaub und Himmelsbläue. Das kleine Gebäude am Frauenplatz zu Eisenach mit seinen beiden Stod-

werken, den winzigen Fenstern, dem geruhigen Mansardendach und seinem einzigen Baumeisterprunk, der fast patrizierhaft-vornehmen Tür, ist nicht das Geburtshaus irgend eines Großen, wie deren viele landauf und landab im Deutschen Reiche stehen: Es ist eine Kirche, darin ein ewig Lebender täglich seine Opfer bringt. Der aber wie keiner mit dem alltäglichsten Alltag und seiner Ärmlichkeit, doch auch mit seinem heimlich rinnenden Licht verbunden war, der wahrhaft in Ribbenburg geboren wurde und zu den Bergen emporstieg, von denen uns Hilfe kommt.

Die Sonne wärmt diesen Platz doppelt, und nirgendwo auf deutscher Erde flutet das süße Adagio der schwarzen Amseln voller.

Der Kinderwagen.

Von Julius Kreis.

Ganz blank und frühlingssrisch, wie gewaschen und „ge-stöbert“ liegt der englische Garten unter dem blauen Aprilhimmel. Trocken ist der Boden, alle alten Schneekrusten sind aufgeräumt, durch Busch und Baum rieselt Licht und Wärme auf Rasen und Wege. Da, an der langen Front zur warmen Nachmittagssonne steht ein Kinderwagen. Silbern blüht und funkelt das Gestänge, Rad und Feder glänzt neu und nobel, in blühweißen Rissen trägt ein rosiges Kind. Ein junges Mädchen schiebt den Wagen sanft hin und her und redet mit dem Insassen in der Geheimsprache der Säuglinge aus Silben, Schnalzern, Fallern und Lauten.

Vier Leute sitzen auf der Bank. Das junge Mädchen mit dem Kinderwagen, hübsch und zierlich mit jenem schillernden Schick gekleidet, der ein bißchen zuviel Aufhebens für einen Nachmittag im Freien macht. Neben ihr: zwei ältere Frauen, die nicht ohne leise Mißbilligung manchmal einen Blick auf zu viel Krepp, Seide und Pelz nebenan werfen. Dann: Ein alter Herr, der nicht müde wird in dem Versuch, einen zerblätternen Zigarrenstummel mit einem ausgehenden Feuerzeug anzuzünden. Zwischenhinein erteilt er an seinen ruppigen Schnauz Belehrungen, Ermahnungen, Ermunterungen.

Die eine Frau mustert das junge Mädchen nochmal so von der Seite und fragt: „G'hört er Eahna, der Kloane?“

Das Fräulein nickt abweisend, aber stolz; denn es ist eine junge Frau und freut sich, wenn man ihr das noch nicht zutraut. Sie läßt den Ring in der Sonne blitzen.

„Hätt' i' mir gar net denkt!“, sagt die Fragerin über- rascht. „So an fest'n Buam und no so jung...“

Die junge Frau tut ein bißchen gnädig und spricht dann in einem gezielten, nicht ganz gewachsenen Hochdeutsch: „Ich werde demnächst zwanzig!“

Demnächst! Hm... das Wort ist wie ein leiser Stachel bei der Nachbarin.

„Aber an schöna Kinderwag'n ham S' da! Der kost a Stück Geld! Wunderbar. Da kann ma' sei' Freud' ham an so was...“

Die zweite Frau läßt ein Weilschen ihr Strickzeug sein, betrachtet nachdenklich und forschend unter dem schiefen Zwider herover den Wagen und tragt sich mit der Stricknadel hinterm Ohr. „Disjissil san s' halt, de weiß'n Wäg'n. Zum Strapazieren is halt so a ladiert's Wägl weniger...“

Der alte Herr am Bankende neigt sich vor, klopft mit dem Spazierstock prüfend auf die Gummiräder: „Scho was Guats! Da ham S' jahrzehntelang dro' Fräulein! A sehr schön's Wägl is des scho!“

Die erste Frau: „Des is a einmalige Anschaffung! A richtiger Herrschaftswagen!“

Alle sind sich einig: So ein schönes Kinderwägl sieht man selten.

Die junge Frau heimst dieses hohe Lied als ganz selbstverständlich ein. Sie hebt das Nasel noch ein bißchen höher, schweigt und wendet sich dann dem Kind zu: „Komm Kurtschen, Kurtschen soll jetzt schön Heia-heia machen.“

Da schweigen auch die Frauen und der Herr.

Sein Floß springt inzwischen was rausgeht einem Balle nach, raust sich mit dem ein bißchen ab, setzt über den Rasenzaun, schnappt nach aufgeschreckten Spähen. Der alte Herr pfeift auf zwei Fingern und ruft. Der Floß ist wieder da. „Malefiz, elendiger! Gleit derschlag'n tumm' i' di! Dappiger Has, dappiger! Net hergeh', Schlammner, windiger...“ Dabei klopft er ihn ein paarmal links und rechts, aber gar nicht fest. Der Schnauz kennt das schon! Er nimmt diese Erziehungsakte als heiteres Spiel, bellt fröhlich an seinem Herrle hinauf und legt das Prahl auf sein Knie.

„Ein nettes Hundel!“, sagt die junge Frau, die endlich aus ihrer Reserve geht. — „Ein munteres Tierchen!“

Alle auf der Bank sehen einem vorüberwehenden extra-

vaganten Frühlingskostüm nach. Die Frauen tauschen ähnde Bemerkungen darüber aus.

Da plötzlich schreit die junge Frau auf. Gar nicht mehr so gepflegt wie vorher ist ihr Wort: „So ein Hundsvieh! So ein Schwein! Passen Sie doch auf Ihren Köter auf, unerhört...“

Der Floß hat das Weiße gesucht. — Schuld bewußt. Denn er hat an dem blühenden Kinderwagen sozusagen sein Mütchen gekühlt. — Sein Herr ist ganz betroffen. Er sagt zerknirscht: „Entschuldigungs Fräulein... Der Lump ist miserabel...“ und macht Anstalten mit einem blau-larierten Schnupftuch.

Die beiden älteren Frauen: „Net' is halt a Hund. Bersteht's aa net besser.“

Die junge Frau packt ihr Kurtschen zornig und rasch in die Rissen, schiebt mit ostentativem Rud den Wagen weg und sagt — nun wieder hochdeutsch: „Das hat man davon, wenn man sich mit einem guten Stück unter die Leute setzt... und stößt hinter ihrem Wagen her davon.“

Der alte Herr steckt zerknirscht sein Sacktuch ein. Die zwei Frauen sind giftig geworden. „Ham Sie's g'hört. Sagat sie: Unter die Leute setzen.“

Braucht si' ja mit ihrem Schebberskarr'n net unter die Leute setzen. Laat si' aufmann'n mit ihr'm abg'legt'n Herrschaftswag'n. I möcht damit gar net ausfahr'n. Is ja doch nur so a Bazarg'lump. Nit Solid's! Siecht ma' glei! Bei uns im Haus hat aa' amal oane g'wohnt: aa' Kinderwag'n mit amerikanische Sprungfedern und Parade-tiss'n und nachher der Milchfrau d' Milli schuldi bleim. Mir g'fall'n s' gar net, de modernen Wageln, de viereck't'n Nagel-tisse...“ Der Herr sagt: „Mir san im Waschkorb aufg'wach'n als Kloaner. San' ma' alt wor'n dabei!“

Der Floß ist wieder da. Er bekommt ein paar Watschen vom Herrle. Nicht zu fest.

„Geh!“ sagt die eine Frau, „Jun S' doch net gar so streng mit dem Hundel, weg'n dera g'schmerz't'n Brief'n. Hat halt aa menschliche Bedürfnisse, gel Buzzi. Sie neigt sich, um voll Milde und Färligkeit den gescholtene Floß zu streicheln...“

„Malefiz Viech überanand. Is scho' a Schand mit Eahnan Sauvieh!“ Aus der sanften Verteidigerin ist eine jähe Anklägerin geworden. Denn sie muß bemerken, daß bei der Attacke Floßis auf den Kinderwagen auch ihr Rod ein bißchen gelitten hat. „Sehen S' Eahna doch net auf öffentliche Bänke mit Eahnen Scher'n'schleifer...“ Beide Frauen erheben sich entrüstet und ziehen ab. Der alte Herr sitzt ganz gebrochen und knipst mit zitternder Hand am verlagenden Feuerzeug. Sein Floß ist weit weg. Erst als die Frauen außer Sicht sind, wagt sein Herrle zu pfeifen. Der Herr wirft resignierend den Zigarrenstummel weg und schickt sich zum Gehen. Floß ist schon wieder hinter einem Föhl her. Da vorn an einer Bank am Weg funkelt ein blitzblanker Kinderwagen. Die junge Frau sitzt dabei und neben ihr die zwei älteren Frauen — lebhaft im Gespräch. Der Floß ist schon drauf und dran, mit fröhlichem Wellen alte Bekannte zu begrüßen.

Da reißt's ihn herum!

So scharf hat sein Herrle noch nie gepfeifen. — Was weiß ein Hund von der Wandelbarkeit menschlicher Gefühle...

Meine Bäume.

Bisher unveröffentlichtes Gedicht in Prosa von Iwan Turgenev.

(Deutsch von S. Borissow-Wien.)

Ich erhielt einen Brief von meinem gewesenen Schulfreund, einem reichen Gutsbesitzer, einem Aristokraten. Er lud mich zu sich auf sein Gut ein.

Ich wußte, daß er seit langem krank ist, erblindet und gelähmt. Und ich fuhr hin.

Ich fand ihn in einer Allee seines geräumigen Parkes. In einen Pelz eingehüllt — es war Sommer —, mit fahler Gesichtsfarbe und einem grünen Schirm vor den Augen, sah er zusammengelauret in einem kleinen Rollwagen, den zwei Lakaien in prunkvollen Livreen hinstoben.

„Ich begrüße Sie auf meinem Stammsitz, unter dem Obdach meiner hundertjährigen Bäume“, vernahm ich eine Grabesstimme.

Aber ihm ragte die Kuppel einer mächtigen alten Eiche. Ein Gedanke schoß mir durch den Kopf: „Hörst du es, du tausendjähriger Riese? Ein halbtoter Wurm, der deine Wurzeln berührt, nennt dich mein Baum!“

Da kam ein Windhauch gelaufen und zog mit leisem Rauschen durch das dichte Laub des Riesen...

Und mir kam es vor, als ob die alte Eiche mit gutmütigem, sanftem Lächeln die Prahlerei meines gebrechlichen Freundes und meinen Gedanken beantwortet hätte.